

# SCIENCE NOTES

*Magazin für Wissen und Gesellschaft*

Deutschland 6 €  
Europa 8 €  
Schweiz 12,50 CHF  
Andere 15 €

## **Kommt zusammen**

*Ein Heft über Verbindungen & Kollisionen*

zusammen — auf der Bob Barker

Text und Bild —  
Marius Münstermann

# AUSSER

# KONTROLLE



*Fischer aus Europa, die Gewässer vor der Küste Westafrikas plündern; radikale Tierschützer, die dem ein Ende setzen wollen; gequälte Haie, mysteriöse Todesfälle: Eine Recherche auf dem Atlantik gibt Einblick in eine schmutzige Milliardenindustrie.*

**A**m liebsten agieren die Fischer ohne lästige Beobachter, weit draußen auf dem offenen Meer. Doch in dieser Nacht ist Kapitän Peter Hammarstedt ihrem Schiff gefolgt. Durch das Fernglas beobachtet er, wie sie ihr Netz auswerfen. Nun, im Morgengrauen, gibt Hammarstedt seiner Crew den Befehl, die Schnellboote startklar zu machen. Per Funk verständigt er den Kapitän der Fischer: »Bitte verhalten Sie sich kooperativ, wir werden Ihr Schiff inspizieren.« Die Marinesoldaten stehen mit geschulterten Gewehren an Deck.

Peter Hammarstedt ist Betrügereien in einem Milliardengeschäft auf der Spur. Im Golf von Guinea, der sich entlang der afrikanischen Atlantikküste von Liberia bis Gabun erstreckt, kapern Piraten Öltanker, Drogenkartelle schmuggeln Kokain aus Südamerika in Richtung Europa. Auch der Fischreichtum lockt Kriminelle an. Weltweit soll jeder fünfte Fisch illegal gefangen worden sein – knapp 50 Tonnen jede Minute. Die Gewässer vor der Küste Westafrikas gelten als ein besonders lukratives Revier für illegale Fischerei.

Gabuns tropische Hoheitsgewässer gehören zu den wichtigsten Fanggründen der Weltmeere. Entlang der 885 Kilometer langen Küste tummelt sich jeden Sommer ein Fünftel des atlantischen Thunfischvorkommens. Deshalb ist Europas Fangflotte vor Ort. Seit Ende der 1970er-Jahre hat die EU im Namen einiger weniger Thunfischunternehmen – traditionell mit Sitz in Spanien oder Frankreich – Fischereiabkommen mit den afrikanischen Atlantikanrainern abgeschlossen. Der Deal: Europa zahlt Geld, Afrikas Regierungen geben ihre Gewässer frei. Die EU subventioniert die eigenen Fischer mit Milliarden. »Sonst wäre dieses Geschäft längst nicht so rentabel«, sagt der Meeresbiologe

Daniel Pauly. Er leitet das an der Universität von British Columbia angesiedelte Forschungsprojekt *Sea around us* und kritisiert: Die Kosten für den günstigen Fisch in Europas Supermärkten zahlten Afrikas Fischer – und letztlich das Ökosystem Ozean. Das sei ein Ausverkauf der afrikanischen Gewässer. »Die Bestände in Westafrika werden seit Langem systematisch überfischt«, sagt Pauly. 2016 wies er in einer vielbeachteten Studie nach, dass in den vergangenen Jahrzehnten weltweit rund 50 Prozent mehr Fisch gefangen wurde, als die Welternährungsorganisation (FAO) bis dahin angenommen hatte. »Noch stärker überfischt sind die Bestände in den Gewässern der EU.« Deshalb dränge Europas Fangflotte vor die Küste Westafrikas.

Doch die Regierung Gabuns will die natürlichen Ressourcen nicht länger unkontrolliert verscherbeln. Gabun wirbt für sich als »Afrikas Eden«. Ein Fünftel der Landesfläche steht unter Schutz, seltene Waldelefanten und einige der letzten Gorillas finden hier Zuflucht. Die Gewässer vor der Küste sind Heimat für zwanzig Wal- und Delfinarten. Ein Viertel der Wasserfläche will die Regierung ebenfalls unter Schutz stellen – auf dem Papier ist es das größte Meeresschutzgebiet Afrikas. Für den Biologen Daniel Pauly lautet die entscheidende Frage: »Halten sich die Fischer an die Verträge?« Doch wer kann schon nachvollziehen, was die Fischer auf dem offenen Meer treiben? Weder Gabuns Marine noch das Fischereiministerium verfügen über ein hochseetaugliches Schiff, das die Kontrollen übernehmen könnte.

Deshalb ist Peter Hammarstedt hier. Er ist Einsatzleiter von Sea Shepherd, den selbsternannten Hirten der See. Die meisten Regierungen sind nicht gut zu sprechen auf seine Organisation, deren Schiffe schwarze Totenkopfflaggen gehisst haben, darauf statt zweier gekreuzter Knochen ein Dreizack und ein Hirtenstab. Japans Regierung etwa sieht sie als »Öko-Terroristen«. Die Meeresschützer rammen Walfangschiffe, bewerfen Fischkutter mit Stinkbomben und zerschneiden Netze. Radikaler Umweltaktivismus. »Wir greifen dort ein, wo Regierungen versagen«, sagt Hammarstedt, »wo Staaten nicht willens oder nicht in der Lage sind, die bestehenden Gesetze umzusetzen«. Und wo Tiere sterben, geht für die Aktivistinnen und Aktivisten von Sea Shepherd Moral vor Recht. Deshalb stehen sie immer wieder vor Gericht.

Gabuns Regierung hingegen hat Sea Shepherd eingeladen, in ihren Gewässern zu patrouillieren. Seit 2016 sitzen Nichtregierungsorganisation und Regierung im selben Boot: »Wir stellen das Schiff und die Crew, die Kontrollen führen die Beamten Gabuns durch«, erklärt Hammarstadt. Gabuns Regie-



**Der Kapitän der Bob Barker, Peter Hammarstedt, fährt für Sea Shepherd zur See. Viele Staaten misstrauen der NGO. Gabun jedoch hat sie beauftragt, Fischer zu kontrollieren.**

rung schickt ein Team aus Marinesoldaten, Mitarbeitern des Fischereiministeriums und der Nationalparkbehörde an Bord. Gemeinsam machen sie Jagd auf Trawler – meist im Besitz chinesischer Unternehmen – die komplett illegal in Gabuns Gewässern fischen. Doch auch gegen die europäischen Schiffe hegt die Regierung einen schwerwiegenden Verdacht: Die EU-Fangflotte soll mehr Fisch aus Gabuns Gewässern gezogen haben, als vertraglich vereinbart war. Gabun könnten Einnahmen in Milliardenhöhe entgangen sein. In dieser Saison besteht Europas Fangflotte hier aus sieben spanischen Thunfischfängern. Einer davon ist die Galerna – jenes Schiff, das Kapitän Hammarstedt am Morgen beim Auswerfen ihres Netzes beobachtet hat.

Auf der Galerna herrscht Hektik. Der Kapitän und ein weiterer Spanier bedienen auf dem Oberdeck ein Dutzend Hebel. Sie steuern Kräne, um das Netz einzuholen, sie rauchen Kette und brüllen Befehle. Auf dem Unterdeck schufteten Hilfsarbeiter aus

dem Senegal, Ghana und dem Kongo. Junge, sehnige Männer in zerschlissenen Fußballtrikots. Aus dem Schornstein bläst schwarzer Dieselruß über das Deck.

Mit einem einzigen Netz – es hat einen Umfang von zwei Kilometern – ziehen die Fischer bis zu 150 Tonnen Thunfisch aus dem Meer. Rochen, Schildkröten, Wale und vor allem Haie enden darin als Beifang. Allein bei diesem einen Fang zählen die Inspektoren auf der Galerna 116 Blau-, Seiden- und Hammerhaie. Entdeckt der Kapitän vom Oberdeck aus Haie im Netz, ruft er die Hilfsarbeiter, die die Tiere aufs Deck zerrren. Dabei greifen sie ihnen grob von hinten in die Kiemen, eine schmerzhaft und oft tödliche Tortur für die sensiblen Tiere. Viele liegen bis zu zwanzig Minuten an Deck. Die kleineren Haie tragen die Fischer zu zweit oder dritt, werfen sie über die Reling oder schmeißen sie auf die Planken, um sie mit ihren Gummistiefeln unter der Reling hindurch zu treten.



**Gleich zu Beginn der Patrouille verfolgen Kapitän Hammarstedt und seine Crew ein chinesisches Fangschiff. Die Fischfänger hatten sich illegal in den Gewässern vor Gabun aufgehalten und noch dazu im Nationalpark gefischt. Die gabunesischen Behörden nehmen sie fest.**

Den größeren Tieren knoten sie Tauen an die Schwanzflossen, um sie über Deck zu hieven. Haie leben in der Waagerechten, sie schweben elegant im Wasser. Hängen sie am Kran kopfüber, quellen vielen von ihnen die Organe aus dem Maul. Die meisten Haie, die der Galerna ins Netz gegangen sind, sinken regungslos zu Grund, nachdem die Fischer sie über Bord geworfen haben. Andere treiben orientierungslos umher, stoßen wieder und wieder mit dem Kopf gegen die Wand des Schiffs.

Die Besatzung der Galerna wirkt genervt. Denn Peter Hammarstedt und Gabuns Beamte kontrollieren nun die Dokumente. Eine hitzige Diskussion bricht aus, Wortfetzen auf Spanisch, Französisch, Englisch. Die Kontrolleure lassen sich die Logbücher der Fischer ausdrucken. In ihren Fangberichten müssen diese alles dokumentieren: Datum und Uhrzeit, Fangmenge, Menge des Beifangs. Peter Hammarstedt blättert durch die Logbucheinträge des Vortags. Über ihren letzten Fang haben die Fischer notiert: 97 Tonnen Thunfisch. Beifang: zwei Haie, beide lebend zurück ins Meer geworfen. »Nur zwei Haie?«, fragt Hammarstedt den Kapitän. Der nickt bloß. Hammarstedt lacht. Er hat starke Zweifel an den Fangberichten, die Europas Thunfischjäger an Gabuns Fischereiministerium übersenden. Sein Team kann den Fischern allerdings keine Verstöße nachweisen. Zu stichprobenartig sind die Kontrollen. Wann und vor allem wo der Fisch eingelagert wurde, wollen die Kontrolleure wissen: vor der Küste Gabuns oder in den Hoheitsgewässern eines anderen Landes? Die Fischer zucken mit den Schultern. In den Kühlbecken vermischt sich der Fang mehrerer Wochen. Der Kapitän der Galerna beteuert jedoch, dass sein Schiff bereits zur Hälfte mit Thunfisch aus Äquatorialguinea gefüllt gewesen sei, bevor die Fischer nach Gabun kamen. So steht es in seinem Logbuch. Auch diese Angaben lassen sich nicht überprüfen.

»Ich fahre seit zwanzig Jahren zur See«, sagt der Kapitän der Galerna. »Das ist die erste Kontrolle.« Auf einigen Schiffen reisen zwar Beobachter mit, entsandt von ICCAT, der Internationalen Kommission zum Erhalt des atlantischen Thunfischs. Doch wegen ihrer Nähe zur Fischindustrie genießt ICCAT einen zweifelhaften Ruf. Die Beobachter werden letztlich von der Industrie bezahlt. Im Golf von Guinea machten staatliche Fischereibeobachter aus Gabun eine seltsame Entdeckung: Eine Spanierin, die im Auftrag von ICCAT an Bord eines Thunfischfängers war, half der Crew beim Verladen des Fangs – statt den Vorgang zu dokumentieren. Dass Beobachter bestochen werden, sei keine Seltenheit, sagt der Meeresbiologe Daniel Pauly. Und dann ist da noch die Frage, wie nachhaltig die Fangquoten sind, die ICCAT jedes Jahr festlegt. Pauly sagt: »Keine andere

regionale Fischmanagement-Organisation ist derart inkompetent wie ICCAT.«

Bereits 2010 hat Pauly in einer Studie eine Diskrepanz nachgewiesen zwischen dem formulierten Auftrag der Organisation – einem nachhaltigen Management der Bestände – und der Realität massiver Überfischung. Immer wieder hat ICCAT in der Vergangenheit die Empfehlungen von Meeresbiologen ignoriert, die niedrigere Fangquoten forderten, um die Thunfischbestände zu schützen. »Letztlich fungiert ICCAT im Auftrag der Thunfischindustrie«, sagt Pauly. Auch Kapitän Hammarstedt witzelt, die Abkürzung ICCAT stehe in Wahrheit für »International Conspiracy to Catch All Tuna«: eine Internationale Verschwörung zum Fang aller Thunfische. Zu beneiden seien die ICCAT-Beobachter aber auch nicht, sagt er. »Oft reisen sie monatelang an Bord der Thunfischfänger mit. Und die Fischer hassen sie.« In den vergangenen acht Jahren seien sieben Fischereibeobachter aus unterschiedlichen Organisationen auf den Weltmeeren verschwunden, berichtete die Tageszeitung taz im Mai letzten Jahres. 2015 wurden vor der Küste Papua-Neuguineas die Überreste eines Beobachters gefunden, der Jahre zuvor im Pazifik von einem Thunfischfängerschiff verschwand. Beine und Arme des Toten waren mit Ketten gefesselt.

Das Fischereiabkommen zwischen der EU und Gabun lief 2016 aus. Seitdem weigert sich Gabuns Regierung, den Vertrag zu verlängern. Vordergründig fordert sie mehr Geld. Im neuen Abkommen, das die EU Gabun vorlegte, versteckt sich zwischen den Zeilen jedoch noch mehr Grund für Skepsis. Im bisherigen Vertrag waren mögliche Kontrollen nicht genauer geregelt. Im neuen Vertragstext forderten die Europäer plötzlich, dass Gabuns Behörden ihre Kontrollen künftig nur mit regierungseigenen Schiffen durchführen dürfen. Ein impliziter Angriff auf Gabuns Kooperation mit Sea Shepherd – ohne ein eigenes Schiff können Gabuns Behörden keine Kontrollen durchführen. Europas Fischindustrie drängt die EU-Kommission, gegen Sea Shepherd vorzugehen: etwa durch die Lobbyarbeit des Long Distance Advisory Councils (LDAC), einem von der EU finanzierten Gremium, das die EU in Fischereianglegenheiten berät. Neben Akteuren aus der Zivilgesellschaft sind 60 Prozent – und damit die Mehrheit – der Mitglieder Vertreter der europäischen Fischindustrie. Bei einem Arbeitstreffen im Oktober 2017 beschwerten sich Vertreter zweier spanischer Thunfischverbände bei der EU-Kommission über Sea Shepherd und deren Kontrollen vor Gabun. Die Antwort der Generaldirektion Maritime Angelegenheiten und Fischerei der EU: »Bitte seien Sie versichert, dass wir sehr besorgt sind über diese Vorfälle.« Die EU



Mit nur einem Fang gehen bis zu 150 Tonnen Thunfisch ins Netz. Etliche Haie werden als Beifang.



**Weltweit soll jeder fünfte Fisch illegal gefangen worden sein – knapp 50 Tonnen jede Minute.**

**Nachdem die Europäer die eigenen Meere weitgehend leergefischt haben, kreuzen ihre Fangflotten nun vor Westafrika. Die Rechnung für günstigen Fisch in unseren Supermärkten zahlt das Ökosystem Meer.**



werde mit den »Partnerländern« wie Gabun »darauf hinarbeiten, diese Praktiken zu beenden.«

Doch Gabun geht weiter eigene Wege. Der Vertrag mit der EU liegt auf Eis. Damit die spanischen Unternehmen trotzdem in Gabuns Gewässern fischen dürfen, haben sie private Abkommen mit der Regierung geschlossen. Wie viel die Fischer fangen dürfen und wie viel sie dafür zahlen, ist unklar. »Die privaten Abkommen sind absolut intransparent«, kritisiert Meeresbiologe Pauly. »Wer ein solches Abkommen schließt, will etwas verbergen. Oft ist Korruption im Spiel.« Also doch lieber die Abkommen der EU, die immerhin öffentlich einsehbar sind? Pauly widerspricht: »Diese Abkommen sind neo-koloniale Instrumente. Es geht nicht um Partnerschaft, es geht auch nicht um Nachhaltigkeit. Es geht um Ausbeutung.« Er plädiert für eine drastische Reduktion der Fangquoten – und für ein grundsätzliches Umdenken: »Europa müsste seine Schiffe aus Afrikas Gewässern abziehen und stattdessen den verarbeiteten Fisch kaufen.« So geschähe die Wertschöpfung vor Ort, es bliebe mehr Profit in den afrikanischen Ländern.

Das ist längst nicht Realität. Zwar patrouilliert Sea Shepherd inzwischen auch gemeinsam mit Regierungsvertretern vor der Küste von Tansania im Indischen Ozean und vor Liberia. Doch den Fisch fangen noch immer ausländische Schiffe. In Liberia flog 2012 ein besonders drastischer Korruptionsfall auf: Ein Beamter hatte gefälschte Fanglizenzen im Wert von 50.000 bis 300.000 US-Dollar pro Schiff an europäische Thunfischfänger vergeben. Die spanische Regierung erließ daraufhin ein Gesetz, wonach private Fanglizenzen von Diplomaten überprüft und die Lizenzgebühren von den Unternehmen direkt auf Konten des jeweiligen Staats überwiesen werden müssen.


Wie handhabt Gabun die privaten Abkommen? Das Land wird seit einem halben Jahrhundert autokratisch von der Bongo-Dynastie regiert, der Staatsapparat gilt als korruptionszerfressen. »Thronfolger« Ali Bongo, der amtierende Präsident, lässt Proteste mit scharfer Munition niederschlagen. Das Regime bereichert sich am Verkauf natürlicher Ressourcen: Öl und Fisch aus dem Meer, dazu Tropenholz aus Gabuns Regenwäldern – da sollte doch genug Geld für ein paar hochseetaugliche Schiffe im Budget vorhanden sein, mit denen das Fischereiministerium eigenständige Kontrollen durchführen könnte. Lässt sich Sea Shepherd also von Gabuns korrupter Regierung vor den Karren spannen, von einem Regime, das letztlich bloß mehr Einnahmen aus dem Fischreichtum in die eigenen Taschen stopfen will? Kapitän Hammarstedt weicht aus. »Wir kommen nicht mit

erhobenem Zeigefinger. Anders als viele andere westliche NGOs sind wir nicht hier, um die Regierung zu belehren.« Sein Job sei schlichtweg, Kontrollen zu ermöglichen.

Sicher ist: Das Fischereiministerium verfolgt letztlich wirtschaftliche Interessen, während die Nationalparkbehörde für Gabun als Naturschutzparadies wirbt. Lassen sich nachhaltiger Meeresschutz und industrielle Fischerei überhaupt vereinbaren? Verfolgt Gabuns Regierung letztlich ein weit weniger hehres Ziel als den verkündeten Meeresschutz: Rettet den Profit, statt rettet den Fisch? Auch auf mehrfache Nachfrage hin will sich Gabuns Fischereiministerium nicht zu den privaten Fischereiabkommen mit Spaniens Thunfischfängern äußern. Die Regierung nimmt es mit den Angaben zum Thunfischfang jedenfalls nicht sonderlich genau. Auflagen der Thunfischorganisation ICCAT missachtet Gabun. ICCAT fordert von seinen Mitgliedern Daten zum Thunfischfang an. Für 2016 meldete Gabuns Fischereiministerium offiziell bloß ein spanisches Schiff in seinen Hoheitsgewässern – zusammen mit Sea Shepherd kontrollierten die Behörden damals aber 14 spanische Schiffe. Auch dazu will das Ministerium auf Anfrage keine Stellungnahme abgeben.

Trotz all der dubiosen Deals – einen Effekt hat die Präsenz der Kontrolleure vermutlich schon, auch wenn er schwer zu messen ist. Direkt zu Beginn ihrer Kooperation nahmen Sea Shepherd und die gabunischen Behörden zwei chinesische Trawler fest, die ohne Lizenzen und noch dazu in einem Nationalpark fischten. Seitdem Sea Shepherd die Festnahmen öffentlich machte, zeigen Satellitenbilder keine Schiffe mehr, die illegal über die Grenze nach Gabun kommen. Und die europäischen Schiffe? Seit die Fischer kontrolliert werden, verbringen sie weniger Zeit in Gabuns Gewässern. Früher blieben sie monatelang, um am Ende exakt die Fangmenge zu melden, die auf dem Papier vereinbart war. Nun bleiben die Schiffe viel kürzer – und melden doch dieselben Werte wie früher. Sie fangen jetzt also die angeblich selbe Menge Fisch in viel kürzerer Zeit. Im Umkehrschluss bedeute das, so Gabuns Argumentation, dass Europas Fangflotte vor Beginn der Kontrollen tonnenweise Fisch unterschlagen habe. Auch Meeresbiologe Pauly hält diese Theorie für plausibel.

In dieser Saison ziehen die europäischen Fischer unbehelligt weiter, dem Thunfisch hinterher auf seiner Wanderung durch den Atlantik. Zum Abschied sagt der Kapitän der Galerna: »Wir kommen nächstes Jahr zurück nach Gabun.« Jetzt fahren die Fischer weiter. Nächstes Ziel: Angola.



**Die meisten Haie, die ins Netz gegangen sind, sinken regungslos zu Grund, nachdem die Fischer sie über Bord geworfen haben. Andere treiben orientierungslos umher, stoßen wieder und wieder mit dem Kopf gegen die Wand des Schiffs.**